

**FRANZÖSISCHE BIBLIOTHEK**

*Georges Bernanos*  
**Tagebuch eines  
Landpfarrers**

Roman

Aus dem Französischen,  
mit einem Anhang  
und einem Nachwort von  
Bernhard Lang



Matthes & Seitz Berlin

*TAGEBUCH EINES LANDPFARRERS*

## ERSTER TEIL

### ERSTES KAPITEL: EIN DORF IM NEBEL

Meine Pfarrei ist eine Pfarrei wie jede andere. Alle Pfarreien gleichen sich – die heutigen jedenfalls. Gestern sagte ich zum Pfarrer von Norenfontes: Gut und Böse müssten im Gleichgewicht sein, aber das Gleichgewicht ist gestört, stark gestört. Oder, anders gesagt: Gut und Böse überlagern sich, ohne sich zu vermischen, wie Öl und Wasser in einem Glas. Der Pfarrer hatte dafür nur ein Lachen übrig. Ein guter Priester, sehr gütig, sehr väterlich; allerdings gilt er als gefährlicher Freigeist, selbst bei den Oberen im Erzbistum. Über seine Witze lacht man in allen Pfarrhäusern. Er erzählt sie mit einem gewollt lebhaften Blick, den ich zum Heulen finde.

Meine Pfarrgemeinde ist von Gleichgültigkeit zerfressen, von Lethargie: Das ist das richtige Wort. In vielen anderen Pfarrgemeinden ist es genauso. Die Lethargie breitet sich vor unseren Augen aus, und wir können nichts dagegen tun. Irgendwann werden vielleicht auch wir davon angesteckt und entdecken dieses Krebsgeschwür in uns selbst. Eine Krankheit, mit der man sehr lange leben kann.

\*

Solche Gedanken gingen mir gestern durch den Kopf, als ich unterwegs war.

Es fiel einer dieser feinen Nieselregen, der die Lungen füllt und bis ins Innerste dringt. Ich kam von Saint-Vaast – und plötzlich tauchte das Dorf vor mir auf: die Häuser dicht ge-

drängt, armselig unter dem trüben Novemberhimmel. Feuchter Nebel hing über dem Dorf, das wie ein erschöpftes Tier im nassen Gras lag. Wie klein ist ein Dorf! Und dieses ist meine Pfarrei. Meine Pfarrei, für die ich nichts tun kann. Traurig sah ich zu, wie das Dorf allmählich die Konturen verlor und wenige Augenblicke später in der Nacht versank. Nie zuvor hatte ich die Einsamkeit so grausam gespürt, meine eigene Einsamkeit und die des Dorfes. Ich hörte das Vieh im Nebel schnauben, das Vieh, das der kleine Kuhhirte, der von der Schule kommt, noch den Schulranzen unter dem Arm, soeben über die durchnässen Weiden zum warmen, duftenden Stall getrieben hatte. Nach den vielen Nächten im Schlamm schien auch das Dorf – ohne viel Hoffnung – auf einen Hirten zu warten, der kommen soll, um es an einen utopischen Ort zu bringen, eine Herberge jenseits der Vorstellungskraft.

Verrücktes Zeug, das ich nicht ganz ernst nehmen kann, Träume, ich weiß. Ein Dorf erhebt sich nicht auf den Ruf eines Schuljungen, wie es das Vieh tut. Doch letzte Nacht war es, als hätte ein Heiliger das Dorf gerufen.

\*

Alles von Lethargie befallen: Natürlich muss man ein wenig aufmerksam sein, um das zu erkennen, man nimmt es nicht sofort wahr. Lethargie ist wie Staub. Im Alltag bemerkt man ihn nicht. Man atmet ihn ein, isst ihn, trinkt ihn, aber er ist so fein, so hauchzart, dass man ihn nicht zwischen den Zähnen spürt. Man braucht nur einen Augenblick stillzustehen, und schon sind Gesicht und Hände bedeckt. Man muss sich ständig bewegen, um die Aschemengen abzuschütteln. Daher bewegen sich alle, pausenlos.

Man mag einwenden, die Welt kenne die Lethargie längst, sie sei der wahre Zustand des Menschen. Die Saat dieses Übels sei

überall gesät und auf fruchtbaren Boden gefallen. Aber ich frage mich, ob die Menschheit jemals eine so schlimme Lethargie, einen so schlimmen Aussatz erlebt hat. Lethargie – das ist tiefe Verzweiflung, ihre tödlichste Form, gleichsam das übelriechende Zersetzungsprodukt eines verfaulenden Christentums.

Natürlich sind das alles Gedanken, die ich für mich behalte. Doch ich schäme mich ihrer nicht. Ich glaube sogar, ich könnte mich verständlich machen, zu gut vielleicht, und dann hätte ich ein schlechtes Gewissen.

\*

Der Optimismus des höheren Klerus ist längst dahin. Wer sich noch zu ihm bekennt, tut dies aus Gewohnheit, nicht aus Überzeugung. Der kleinste Einwand wird mit einem süffisanten Lächeln quittiert und der Bitte um Nachsicht. Die Älteren unter uns Priestern täuschen sich nicht. Trotz allen Anscheins und trotz der Treue zu einem bestimmten Vokabular, das immer beibehalten wird, sind die Themen der offiziellen Verlautbarungen nicht dieselben; die Älteren erkennen sie nicht mehr wieder. Ein Beispiel: Nach altem Brauch wurde am Ende der Predigt des Bischofs immer vorsichtig auf die bevorstehende Verfolgung und das Blut der Märtyrer hingewiesen; vorsichtig, aber mit Überzeugung. Heute sind solche Vorhersagen selten geworden. Wahrscheinlich, weil ihre Erfüllung plausibler erscheint.

In den Pfarrhäusern geht ein Spruch um, einer jener bösen Soldatensprüche, die, ich weiß nicht warum, den Älteren lustig, den Jüngeren meines Alters aber dumm und resigniert erscheinen. (Erstaunlich, was die Soldatensprache an schmutzigen Ideen in düsteren Bildern auszudrücken vermag. Aber ist es wirklich nur dieser Jargon? ...) Man sagt also gerne, man solle »nicht versuchen, zu verstehen«. Mein Gott! Dafür sind wir doch da!

Natürlich gibt es Vorgesetzte. Aber wer informiert die Vorgesetzten? Wir. Wenn man uns den Gehorsam und die Einfalt der Mönche empfiehlt, dann kann ich mich noch so sehr bemühen, das zu begreifen – das Argument will mir nicht einleuchten.

\*

Kartoffeln schälen oder Schweine füttern: Das könnten wir alle, wenn es der Novizenmeister anordnet. Aber eine Pfarrgemeinde lässt sich nicht so leicht zur Tugend anleiten wie eine Ordensgemeinschaft. Da fehlt es an Verständnis und Interesse.

Seit er im Ruhestand ist, geht der Dompfarrer de Baillœil bei den Mönchen der Kartause von Verchocq ein und aus und hält Vorträge mit dem Titel »Was ich in Verchocq gesehen habe«. Unser Dekan hat es uns fast zur Pflicht gemacht, diese Vorträge zu besuchen. Man erfährt Bemerkenswertes, sogar Aufregendes. Aber der Ton ist peinlich, denn dieser lebenswürdige ältere Herr hat die unschuldigen Marotten des Literaturlehrers, der er einmal war, beibehalten. Er bedient sich einer übertrieben gepflegten Sprache und Gestik, als hoffe und fürchte er zugleich die unter seiner Zuhörerschaft in Soutane höchst unwahrscheinliche Anwesenheit eines Anatole France, den er im Namen des Humanismus um Verständnis für den lieben Gott bittet – mit vielsagendem Blick, süffisantem Lächeln und bebender Stimme: eine kirchliche Koketterie, die um 1900 in Mode war. Solches Gehabnahmen wir gelassen auf, aber es gab uns nichts. (Wahrscheinlich bin ich für so etwas zu grob, zu spröde. Ich gestehe, dass mir literarisch gebildete Priester immer unsympathisch waren. Schöngeist trifft man nur in der Stadt, auf dem Dorf hat man andere Sorgen.)

Also: Der Redner schwelgte in Anekdoten, die er nach altem Brauch »Exempel« nannte. Ich glaube, seine Botschaft verstanden zu haben. Leider habe ich mich nicht so angesprochen ge-

fühlt, wie ich es mir gewünscht hätte. Mönche sind unvergleichliche Meister des inneren Lebens, daran zweifelt niemand, aber mit den meisten dieser berühmten »Exempel« verhält es sich wie mit regionalen Weinen: Sie müssen vor Ort getrunken werden. Sie eignen sich nicht für den Export in die Pfarrei.

Vielleicht ... – ich wage es zu sagen: Vielleicht schafft eine kleine Zahl von Menschen, die als Gemeinschaft Tag und Nacht zusammenlebt, unwillkürlich eine günstige Atmosphäre. Mit Klöstern kenne ich mich ein wenig aus. Ich habe Ordensleute gesehen, die mit demütigem Blick, ohne mit der Wimper zu zucken, den ungerechten Verweis eines Oberen hinnehmen, eines Oberen, der nur ihren Stolz brechen will. (In diesen Häusern, in denen kein Geräusch von außen stört, erreicht die Stille eine wahrhaft außergewöhnliche Qualität: die Vollkommenheit. Das leiseste Geräusch wird mit geschärfter Sensibilität wahrgenommen. Und diese Stille im Kapitelsaal, die Applaus verdient!) Aber wenn ein Bischof einen solchen Tadel ausspricht ...

\*

Lustlos lese ich noch einmal die ersten Seiten meines Tagebuchs. Ich habe viel nachgedacht, bevor ich den Entschluss fasste, ein Tagebuch zu führen. Aber das beruhigt mich nicht. Für alle, die regelmäßig beten, ist das Nachdenken oft nur ein Alibi, eine unbewusste Rechtfertigung unserer eigenen Absichten. Das Denken belässt allzu schnell im Dunkeln, was wir im Dunkeln halten wollen.

Der denkende Laienmensch muss sich zweifellos über seine Ziele Rechenschaft geben. Aber was könnten die Interessen von uns Priestern sein, die wir es ein für alle Mal auf uns genommen haben, in jedem Augenblick unseres armseligen Lebens die Gegenwart des Göttlichen zu ertragen – und den Schrecken, den sie einjagt? Wenn wir den Glauben verlieren, was bleibt dann

von uns? Man kann ihn nicht verlieren, ohne sich selbst zu verleugnen! Ein Priester kann nicht seine eigenen Interessen verfolgen mit der klaren, direkten, man möchte sagen: naiven Art der »Kinder dieser Welt«. Unsere Chancen berechnen, wozu? Wir spielen nicht gegen Gott.

\*

Tante Philomène hat geantwortet – ein Brief mit zwei Hundert-Franc-Scheinen, gerade mal für das Dringlichste. Das Geld rinnt mir wie Sand durch die Finger, es ist beängstigend.

Ich bin ein großer Dummkopf, das muss ich zugeben! Ein Beispiel: ich und der Lebensmittelhändler von Heuchin, Monsieur Pamyre. Der gute Mann (zwei seiner Söhne sind Priester) hat mich sofort mit großer Herzlichkeit empfangen. Er ist der Stammlieferant meiner Mitbrüder. Nie versäumt er es, mir im Hinterzimmer seines Ladens Wermut und Kekse anzubieten. Wir plaudern oft lange. Es sind schwere Zeiten für ihn. Eine seiner Töchter ist noch unversorgt und das Studium seiner beiden anderen Söhne an der katholischen Universität kostet viel Geld. Einmal, als er meine Bestellung aufnahm, sagte er freundlich: »Ich gebe noch drei Flaschen Wermut dazu, das gibt Ihnen Farbe.« Ich Idiot dachte, er hätte sie mir geschenkt.

(Ein kleiner Junge, der mit zwölf Jahren von einer armen Familie ins Knabenseminar kommt, wird nie lernen, mit Geld umzugehen. Ich glaube, uns Priestern fällt es schwer, in geschäftlichen Dingen korrekt zu bleiben. Was die meisten Laien nicht als Mittel, sondern als Zweck betrachten, damit sollten wir nicht einmal ein harmloses Spiel riskieren.)

Mein Mitbruder aus Verchin, indiskret, wie er ist, meinte, dieses kleine Missverständnis gegenüber Monsieur Pamyre im Scherz erwähnen zu müssen. Monsieur Pamyre war ganz betroffen: »Der Herr Pfarrer soll kommen, sooft's ihm gefällt, wir wer-

den fröhlich miteinander anstoßen. Wir haben schon fast eine ganze Flasche geleert, Gott sei Dank! Aber Geschäft ist Geschäft. Ich kann meine Ware nicht umsonst hergeben.« Und Madame Pamyre soll hinzugefügt haben: »Auch wir Kaufleute haben Standespflichten.«

\*

Heute Morgen habe ich beschlossen, das Experiment nach zwölf Monaten zu beenden. Am 25. November nächsten Jahres werde ich die Blätter ins Feuer werfen und versuchen, sie zu vergessen. Dieser Entschluss, den ich nach der Messe gefasst habe, hat mich nur kurz beruhigt.

Es sind keine Skrupel im eigentlichen Sinne. Ich glaube nicht, etwas Falsches zu tun, wenn ich Tag für Tag mit absoluter Offenheit die bescheidenen, ganz unbedeutenden Geheimnisse eines ansonsten geheimnislosen Lebens aufschreibe. Was ich zu Papier bringe, wird dem einzigen Freund, mit dem ich noch offen sprechen kann, nicht viel sagen. Und das, was ich fast jeden Morgen ohne Scham dem lieben Gott anvertraue, werde ich nie aufzuschreiben wagen, das spüre ich. Nein, es sind keine Skrupel, es ist eher eine unvernünftige Angst, eine instinktive Warnung.

Als ich zum ersten Mal vor diesem Heft saß, versuchte ich, mich zu konzentrieren, mich zu sammeln wie bei einer Gewissensforschung. Aber es war nicht mein Gewissen, das ich mit einem ruhigen, klaren inneren Blick sah, der das Detail vernachlässigt und sich sofort auf das Wesentliche richtet. Der Blick schien auf die Oberfläche eines anderen, mir bisher unbekanntem Bewusstseins zu gleiten, auf einen trüben Spiegel. Ich fürchtete, dort werde plötzlich ein Gesicht auftauchen. Vielleicht mein eigenes? Ein vergessenes, wiedergefundenes Gesicht.

Man muss mit unerbittlicher Strenge von sich selbst spre-

chen. Woher kommt schon beim ersten Versuch dieses Selbstmitleid, diese Verletzlichkeit, diese Erschlaffung aller Seelenfasern – und dieser Drang, Tränen zu vergießen?

## ZWEITES KAPITEL: DER PFARRER VON TORCY

Gestern habe ich den Pfarrer von Torcy besucht. Ein guter Priester, sehr gewissenhaft, etwas derb, Sohn reicher Bauern, der mit Geld umgehen kann und mich durch seine Weltklugheit beeindruckt. Die Mitbrüder sprechen von ihm als dem Kandidaten für das Amt des Dekans von Heuchin. Aber ich bin enttäuscht von seiner Art, mit mir umzugehen, denn er duldet keine Vertraulichkeit und weiß sie mit einem gutmütigen Lachen zurückzuweisen, einem Lachen, in dem mehr steckt, als es den Anschein hat. Mein Gott, ich wünschte, ich hätte seine Gesundheit, seinen Mut und seine Gelassenheit! Aber ich glaube, er hat Verständnis für das, was er meine empfindsame Seele nennt – er weiß, dass ich mir nichts einbilde, gar nichts. Schon lange versuche ich, die kindliche Betroffenheit über das Leid anderer nicht mehr mit dem echten, dem starken und zugleich sanften Mitgefühl der Heiligen zu verwechseln.

»Junge, du siehst heute nicht gut aus!«

Ich muss zugeben, dass ich immer noch unter dem Eindruck der Szene stand, die mir der alte Dumouchel einige Stunden zuvor in der Sakristei gemacht hatte. Ich verschenke gerne meine Zeit und meine Mühe, das weiß Gott. Und am liebsten würde ich alles weggeben: die Baumwollteppiche, die von Motten zerfressenen Draperien, die Talgkerzen, die, obwohl für viel Geld beim Lieferanten des Bischofs erworben, beim Anzünden mit dem brutzelnden Geräusch einer Bratpfanne in sich zusammenfallen. Aber Geld ist Geld: Was kann ich dafür?

»Den Mann sollten Sie vor die Tür setzen«, sagte er.

Und als ich widersprach:

»Ich würde ihn rausschmeißen. Außerdem kenne ich ihn, deinen Dumouchel: Der Alte hat's faustdick hinter den Ohren. Seine verstorbene Frau war doppelt so reich wie er, und er hat sie sofort unter die Erde gebracht! Ihr jungen Priester ... «

Er lief rot an und musterte mich von oben bis unten.

»Ich frage mich, was mit euch jungen Priestern los ist! Zu meiner Zeit wurden noch Männer der Kirche ausgebildet – runzeln Sie nicht die Stirn, sonst werd ich ausfällig – ja, Männer der Kirche, verstehen Sie das Wort, wie Sie wollen: als Chefs der Pfarrei, als strenge Lehrer, als Männer, die den Ton angeben. Sie haben das Land unter Kontrolle gehalten, ein Blick hat genügt, ein Verziehen der Miene. Ja, ich weiß, was Sie sagen wollen: ›Sie aßen gut, tranken viel und waren einer Runde Kartenspiel nicht abgeneigt.« Geschenk! Wer seine Arbeit ordentlich erledigt, ›schnell und gut‹, dem bleibt noch Freizeit, und das ist umso besser für alle.

Jetzt schickt uns das Priesterseminar Chorknaben, kleine Hampelmänner, die sich einbilden, mehr als alle anderen zu arbeiten, nur weil sie mit nichts klarkommen. Sie jammern, statt zu befehlen. Sie lesen stapelweise fromme Bücher und sind doch nicht in der Lage, das Gleichnis vom Bräutigam und der Braut zu verstehen – zu verstehen, hören Sie! Was ist eine Braut, mein Junge, eine echte Frau, wie sie sich ein Mann nur wünschen kann, wenn er zu dumm ist, dem Rat des heiligen Paulus zu folgen? Antworten Sie nicht, Sie würden nur Unsinn reden! Nun, eine Frau muss tüchtig sein und alles im Griff haben. Sie muss wissen, was Sache ist. Und auch, dass sie alles immer wieder von vorne anfangen muss. Die heilige Kirche kann sich noch so sehr bemühen, sie wird diese elende Welt nicht in einen Fronleichnamsaltar mit Blumenschmuck verwandeln.

Ich hatte damals (ich spreche von meiner früheren Pfarrei) eine prima Küsterin, eine ehemalige Nonne aus Brügge, 1908

aus dem Ordensstand entlassen, eine herzensgute Frau. Die ersten acht Tage hat sie nur geputzt und gebohnt. Das Gotteshaus hat wie das Sprechzimmer eines Klosters gegläntzt, ich konnte es nicht wiedererkennen, Ehrenwort! Man muss dazu sagen, dass gerade Erntezeit war. Kein Mensch war zu sehen, und dieser Putzteufel wollte, dass ich in der Kirche die Schuhe ausziehe – ich hasse Hausschuhe! Die hatte sie sicher aus eigener Tasche bezahlt. Jeden Morgen entdeckte sie eine neue Staubschicht auf den Bänken und ein oder zwei neue Pilzflecken auf dem Teppich im Chor. Und Spinnweben, Junge, die hätten für ein ganzes Brautkleid gereicht!

Ich sagte mir: Nur weiter so, meine Tochter, am Sonntag wirst du's begreifen. Und dann kam der Sonntag – ein Sonntag wie jeder andere, kein Fest mit Glockengeläute. Ganz normales Publikum. Pech! Noch um Mitternacht hat sie bei Kerzenlicht geschrubbt und gebohnt. Ein paar Wochen später, an Allerheiligen, gab's eine große Pfarrmission, gepredigt von zwei Redemptoristen-Patres, zwei tollen Burschen. Die Unglückliche hat die Nächte auf allen vieren mit Putzeimer und Lappen verbracht. Sie goss und goss, bis das Moos an den Säulen hochzuklettern begann, bis Gras aus den Fugen der Steinplatten spross. Keine Chance, die Schwester zur Vernunft zu bringen! Wär's nach ihr gegangen, hätte ich alle Gläubigen vor die Tür setzen müssen, damit der liebe Gott trockene Füße bekommt, verstehen Sie?

Ich sagte ihr: ›Noch eine Arznei für Sie und ich bin pleite.‹ Sie hustete ununterbrochen, die arme Alte! Schließlich lag sie mit einem Gichtanfall im Bett, das Herz hat geflattert – und *puff*, da stand meine gute Schwester vor dem heiligen Petrus. In gewissem Sinn ist sie eine Märtyrerin, man kann's nicht anders sagen. Ihr Fehler war nicht, dass sie den Schmutz bekämpft hat, sondern dass sie ihn *vernichten* wollte, als wäre das möglich. Eine Pfarrgemeinde ist zwangsläufig schmutzig. Die ganze Christenheit noch schmutziger. Warten Sie den Jüngsten Tag ab, dann

werden Sie sehen, was die Engel aus den frömmsten Klöstern herausholen – Berge von Schmutz, ein richtiger Großputz! Also, Junge, das beweist, dass die Kirche eine robuste Hausfrau sein muss, kräftig und mit gesundem Verstand. Meine gute Schwester war das nicht. Ein Haus ist kein Reliquienschrein – jede Hausfrau weiß das. Nur Dichtern bleibt es verborgen.«

Ich wartete, bis er fertig war. Während er seine Pfeife stopfte, versuchte ich ein wenig unbeholfen, ihm zu bedeuten, dass sein Beispiel vielleicht nicht besonders gut gewählt war, dass die Nonne, ein Opfer ihrer Arbeit, nichts mit den »Chorknaben« gemein hat, den Hampelmännern, »die jammern, statt zu befehlen«.

»Mach dir nichts vor«, fuhr er ohne Zugeständnisse fort. »Die Illusion ist die gleiche. Nur haben die Hampelmänner nicht die Ausdauer meiner Schwester, das ist alles. Nach dem ersten Versuch geben sie auf, weil die Berührung mit der Praxis des priesterlichen Dienstes ihr kleines Weltbild erschüttert hat. Sie sind aus Honig. Doch die Christenheit kann sich nicht von Honig ernähren, davon lebt kein Mensch. Der liebe Gott hat nicht geschrieben, ›Ihr seid der Honig der Erde‹, nein mein Junge, sondern ›Ihr seid das Salz‹. Nun gleicht unsere elende Welt dem alten Vater Hiob auf seinem Misthaufen, voller Wunden und Geschwüre. Salz auf roher Haut brennt. Aber es verhindert auch, dass man verfault. Neben der Idee, den Teufel auszuroten, ist eure andere Marotte, geliebt zu werden – um eurer selbst willen, versteht sich. Ein echter Priester wird nie geliebt, merk dir das. Und soll ich dir was sagen? Der Kirche ist es egal, ob man euch Priester liebt, mein Junge. Nur wenn man euch respektiert, leistet man auch Gehorsam. Die Kirche braucht Ordnung. Sorgt also für Ordnung, Tag für Tag! Sorgt für Ordnung, ohne zu vergessen, dass am nächsten Tag wieder Unordnung herrschen wird. Es gehört eben zur Ordnung, dass die Nacht die Arbeit vom Vortag vernichtet. Die Nacht gehört dem Teufel.«

»In der Nacht«, wandte ich ein (und wusste, dass ihn das provozieren würde), »in der Nacht beten die Mönche.«

»Ja«, meinte er kühl. »Sie singen, machen Musik.«

Ich versuchte, empört zu blicken. Er fuhr fort:

»Deine Kontemplativen – ich habe nichts gegen sie, jeder hat seine Aufgabe. Sie machen nicht nur Musik, sie sind auch Floristen.«

»Floristen?«

»Richtig. Während wir putzen, das Geschirr spülen, Kartoffeln schälen und den Tisch decken, stellen sie frische Blumen in die Vase. Mein Vergleich kann nur Narren empören, denn natürlich gibt's einen Unterschied. Die mystische Lilie ist nicht die Lilie des Feldes. Und übrigens: Wer ein Rinderfilet einem Strauß Immergrün vorzieht, ist ein Rohling, ein Fressack. Kurzum: Deine Kontemplativen sind gut ausgerüstet, um uns mit Blumen zu versorgen, mit schönen und echten. Aber leider kommt's in den Klöstern wie auch anderswo manchmal zur Sabotage. Dann werden uns allzu oft Papierblumen angedreht.«

Insgeheim musterte er mich. In solchen Augenblicken glaube ich, in seinem Blick Zärtlichkeit wahrzunehmen und – wie ich meine – Unruhe und Sorge. Ich habe meine Prüfungen, er hat die seinen. Aber es fällt mir schwer, die meinen zu verschweigen. Und wenn ich nichts sage, dann leider nicht aus Tapferkeit, sondern aus Schamgefühl. (Ganz wie die Ärzte: Sie dürfen sich eigene Sorgen nicht anmerken lassen – und leiden darunter, wie man mir verriet.) Auch er verschweigt seinen Kummer, egal was passiert. Keiner kann in das Innere der schweigenden wachsbleichen Kartäuser blicken, denen ich in den Wandelgängen von Z. begegnet bin – und *seine* Leibesfülle lässt einen solchen Blick erst recht nicht zu.

Unvermittelt reichte er mir seine von Diabetes geschwollene Hand. Er drückte fest, gebieterisch.

»Ich verstehe nichts von Mystik – vielleicht willst du das

sagen. Gib's zu, stell dich nicht so an! Nun, mein Lieber, zu meiner Zeit gab's im Priesterseminar einen Professor für Kirchenrecht, der sich für einen Dichter hielt. Er machte Verse, mit den richtigen Versfüßen, Reimen, Zäsuren und allem. Am liebsten hätte er sein Kirchenrecht in Verse gefasst. Nur eines fehlte ihm, nenn es, wie du willst: die Inspiration, das Genie – *ingenium* –, was weiß ich? Ich selbst habe nichts davon. Angenommen, der Heilige Geist gäbe mir eines Tages einen Wink: Sofort würde ich alles stehen und liegen lassen, zu den Seraphen eilen und lernen, ein Instrument zu spielen, bereit, am Anfang auch Misstöne zu erzeugen. Aber du wirst mir erlauben, über die Leute zu spotten, die im Chor singen, bevor der liebe Gott den Taktstock hebt.«

Einen Augenblick lang besann er sich. Sein Gesicht, obwohl zum Fenster gewandt, erschien mir plötzlich wie im Schatten. Seine Züge waren hart geworden, als erwarte er von mir – oder vielleicht von sich selbst, von seinem Gewissen – einen Einwand, ein Dementi, ich weiß nicht was. Doch er fasste sich sofort wieder.

»Nun, mein Junge – ich mache mir so meine Gedanken über den jungen David und seine Harfe. Ein Knabe mit Talent, zweifellos, aber das Musizieren hat ihn nicht vor der Sünde bewahrt. Ich kenne die naiven, wohlmeinenden Autoren, die Heiligenviten für den Massenvertrieb schreiben. Sie meinen, man sei in himmlischer Verzückung gut aufgehoben, warm und geborgen wie in Abrahams Schoß. Natürlich ist nichts leichter, als dort hinaufzukommen: Gott trägt einen dorthin. Man muss nur wissen, wie man oben bleibt und wenn nötig wieder herunterkommt. Du wirst feststellen, dass die wahren Heiligen bei der Rückkehr große Verlegenheit zeigten. Wurden sie bei ihren Balanceakten erwischt, baten sie um Diskretion: ›Erzählt keinem von dem, was ihr gesehen habt.‹ Sie schämten sich ein wenig, verstehst du? Sie schämten sich, weil sie Gottvaters verwöhnte Kinder waren, weil sie früher als alle anderen aus dem Kelch

der Glückseligkeit trinken durften! Und warum? Nicht, weil sie's verdient hätten, sondern allein aus Gnade! Die erste Reaktion der Seele ist, vor solcher Gnade die Flucht zu ergreifen. Ein Wort der Bibel lässt sich auf verschiedene Weisen verstehen: ›Schrecklich ist's, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen!‹ Denn man fällt in seine Arme, in sein Herz, das Herz Jesu!

Du spielst deinen kleinen Part im Konzert, du spielst vielleicht Triangel oder Zimbeln, und siehe da, man bittet dich auf die Bühne, drückt dir eine Stradivari in die Hand und sagt: ›Na los, Junge, lass mal hören, was du kannst.‹ Igitt!

Komm, ich zeig dir, wo ich bete! Aber mach mir den Teppich nicht schmutzig mit deinen Stiefeln.«

Ich verstehe nichts von Möbeln, aber sein Zimmer hat mich beeindruckt: ein massives Mahagonibett, ein dreitüriger Schrank mit reichen Schnitzereien, mit Plüsch bezogene Sessel, auf dem Kaminsims eine riesige Jeanne d'Arc aus Bronze. Aber es war nicht dieses Zimmer, das mir der Pfarrer von Torcy zeigen wollte. Er führte mich in einen ganz kahlen, nur mit Tisch und Betschemel möblierten Raum. An der Wand ein kitschiger Farbdruck, wie man ihn aus katholischen Krankenhäusern kennt: ein Jesuskind, pausbäckig und von rosiger Farbe, zwischen Ochs und Esel.

»Das Bild da! Ein Geschenk von meiner Patentante. Ich könnte mir etwas Besseres leisten, etwas Anspruchsvolleres, aber ich mag's trotzdem. Es ist kitschig und einfältig, aber das macht nichts.

Ich komme aus Flandern, mein Junge, aus dem Land der notorischen Trinker und tüchtigen Esser. Dort ist man reich – ihr in euren Lehmhütten, ihr armen Schwarzkittel aus dem Boulonnais, ihr habt keine Ahnung, wie reich Flandern ist mit seiner fetten schwarzen Erde! Man kann von uns keine schönen Worte erwarten, die fromme Frauen in Begeisterung versetzen. Aber wir haben viele Mystiker, mein Junge! Keine schwindsüchtigen

Mystiker, nein. Wir fürchten uns nicht vor dem Leben: Dickes rotes Blut pocht in unseren Schläfen selbst dann, wenn wir bis oben voll von Genever sind oder uns der Zorn in die Nase steigt, der flämische Zorn, der einen Stier zu Boden streckt. Dickes rotes Blut mit einem Schuss blauen spanischen Bluts, gerade genug, um es zum Kochen zu bringen. Kurz: Du hast deine Sorgen, ich habe meine schon gehabt – wahrscheinlich sind's nicht dieselben. Vielleicht blüht dir das Krankenbett, ich habe mich darin gewälzt, und das mehr als einmal, das kannst du mir glauben. Ich könnte dir viel davon erzählen ... aber ein anderes Mal. Im Augenblick siehst du mir zu schlecht aus, ich würde riskieren, dass dir übel wird.

Zurück zu meinem Bild vom Jesuskind! Stell dir vor: Der Pfarrer von Poperinge, mein Landsmann, besprach sich mit dem Generalvikar, einem Mann von Charakter; sie kamen auf die Idee, mich nach Saint-Sulpice zu schicken. Saint-Sulpice war in ihrer Vorstellung das Saint-Cyr des jungen Klerus, das Saumur – die Schule des Militärs. Und außerdem, mein Herr Vater« – (ich dachte zunächst an einen Scherz, doch der Pfarrer von Torcy hat stets so von seinem Vater gesprochen: eine Gepflogenheit der alten Zeit?) – »mein Herr Vater hatte Geld wie Heu und wollte seiner Diözese einen Gefallen tun. Verrückt! Und dann sah ich diese alte, schäbige Kaserne, die nach Eintopf roch, igitt! Und all diese braven Knaben, alle mager, alles arme Teufel, die von vorne nicht anders aussahen als im Profil.

Einmal, wir sind zu dritt oder viert gewesen, mehr waren's nicht, da haben wir uns die Lehrer vorgeknöpft, sie bedrängt und beschimpft. Beim Lernen und beim Essen waren wir die Ersten, aber sonst – richtige Teufelskerle. Eines Abends, als schon alle im Bett waren, sind wir aufs Dach geklettert und haben Katzenmusik gemacht – bis das ganze Viertel wach war. Unser Präfekt stand schlotternd am Fußende des Bettes und bekreuzigte sich. Der arme Tropf hat geglaubt, alle Katzen des Bezirks hätten sich

beim heiligen Seminar verabredet, um sich dort ihre Schandtaten zu erzählen. Ein dummer Streich, ich geb's zu!

Am Ende des Trimesters schickten sie mich mit einem Zeugnis nach Hause: ›Er ist nicht dumm, ein braver Junge, mit guten Manieren‹ – und Pipapo. Kurzum, ich war nur zum Hüten von Kühen geeignet. Dabei hatte ich davon geträumt, Priester zu werden: Priester werden oder sterben! Mir hat so sehr das Herz geblutet, dass der liebe Gott die Versuchung zuließ, mir das Leben zu nehmen.

Mein Herr Vater, ein gerechter Mann, brachte mich in der Kutsche zum Bischof, mit der Empfehlung einer Großtante, der Mutter Oberin der Visitantinnen in Namur. Auch der Bischof war ein gerechter Mann. Er hat mich sofort in sein Amtszimmer gebeten. Ich warf mich auf die Knie, erzählte ihm von der Versuchung, die ich hatte, und eine Woche später schickte er mich in sein Knabenseminar – als Schule nicht allzu modern, aber solide. Doch was soll's! Ich hatte den Tod aus der Nähe gesehen, das kann ich sagen, und was für einen Tod! Also beschloss ich, mich in Zukunft zurückzuhalten und wie ein Schaf in der Herde zu bleiben. Wie's beim Militär heißt: ›Auch außerhalb des Dienstes sind keine Eskapaden erlaubt.‹

Mein Jesuskind ist noch zu jung, um sich für Musik oder Literatur zu interessieren. Und selbst dann würde es wahrscheinlich die Nase rümpfen über Leute, die nur mit einem Grashalm kommen, anstatt dem Ochsen frisches Heu zu bringen oder den Esel zu striegeln.«

Mit einem freundschaftlichen Klaps auf die Schulter schob er mich aus dem Zimmer – mit einem Klaps, der mich fast zusammensacken ließ. Dann tranken wir ein Glas Genever. Und plötzlich schaute er mir direkt in die Augen, mit einem selbstbewussten, gebieterischen Blick. Er war wie ein anderer Mensch: ein Mann, der niemandem Rechenschaft schuldig ist. Ein Herr.

Erste Auflage Berlin 2025

Copyright © 2025

MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH

Großbeerenstr. 57A, 10965 Berlin, Deutschland

info@matthes-seitz-berlin.de

Titel der Originalausgabe: *Journal d'un curé de campagne*

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die Nutzung des Werks  
für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG.

UMSCHLAGGESTALTUNG UND -ILLUSTRATION:

Pauline Altmann, Palingen

SATZ, HERSTELLUNG: Hermann Zanier, Berlin

SCHRIFT: Maiola von Veronika Burian, TypeTogether

DRUCK UND BINDUNG: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-7518-5001-8

www.matthes-seitz-berlin.de